

zwischen *Kirchen verschiedenen Typs*. Die „katholischen“ Prinzipien Roms werden in Dialog treten mit den ebenfalls „katholischen“, biblischen Prinzipien der Reformationskirchen, wenn die Wunden, die man sich innerhalb der Westkirche gegenseitig schlug, geheilt werden sollen. Als Gesprächsformate sind zwei angesetzt. Nach der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre ist in Erarbeitung begriffen eine analoge Gemeinsame Erklärung zu „Kirche, Eucharistie und Amt“. Ferner ist mit der mehrkonfessionellen „Gemeinschaft Europäischer Kirchen“ (GEKE) – ein erstaunliches Novum – der Versuch zur Verständigung begonnen, wie sich Kirche als „*creatura verbi*“ und Kirche „*veluti sacramentum*“ zueinander verhalten. Hier ist Kardinal Koch, Präsident des Päpstlichen Rates für die Förderung der Einheit der Christen, noch skeptisch (449). Umso mehr gebührt ihm Anerkennung dafür, diesen Versuch zu wagen. Gelänge er, wäre die Hoffnung auf eine „Einheit der Christen“ in der Gemeinschaft verschieden geprägter Traditionen aus im Osten wie im Westen geteilten Kirchentümern nicht mehr utopisch. Und alle in Kochs „Gottes Freude und die Freude an Gott“ gewürdigten geistlichen Güter göttlicher Gnade könnten zur Freude Gottes und der Christenheit freudig geteilt werden.

Manfred Richter

SÜNDE

Ingolf U. Dalferth, Sünde. Die Entdeckung der Menschlichkeit. Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2019. 422 Seiten. Kt. EUR 32,00.

Der Untertitel des Buches ist zugleich sein Programm: Wer das Thema der Sünde recht entdeckt, entdeckt nichts weniger als die Menschlichkeit des Menschen. Und zugleich ist die lange Geschichte seiner Verdrängungen und Verdrehungen ein Panorama dessen, wie Menschen miteinander umgingen und dabei das *Humanum* verrieten. Nach einer ersten Einkreisung des Themas, die zugleich die Hauptthese exponiert („Ferne Erinnerungen“, 19–129) werden dafür theologische Denktraditionen (u. a. Augustin, Thomas von Aquin, Luther, Melancthon und Schleiermacher) abgeschritten. Es folgen ausführliche exemplarische Lektüren aus der (religions-)philosophischen Tradition, u. a. von Leibniz, Kant, Kierkegaard, Tillich, Heidegger und Nietzsche. Nach Bemerkungen zur Sündenthematik in der Sex-/Gender-Debatte, den Post-Colonial Studies und zu zeitgenössischen Bemühungen, das Thema ganz loszuwerden, wird mit „Der Sinn der Sünde“ (391–418) die Hauptthese inhaltlich angereichert abschließend präsentiert.

Menschen könnten so leben, dass sie mit der Gegenwart Gottes

und seiner Wirksamkeit für sich und für alle anderen Menschen rechnen. Dass sie präzise dies nicht tun und nicht taten, ist die Universalität der Sünde. Diese Feststellung ist bereits ein merklich reformatorischer Zug, weil Sünde als Unglaube bestimmt wird (so schon in *Dalferth, Malum. Theologische Hermeneutik des Bösen*, Tübingen 2008, 299–352). Freilich wurde diese Kerneinsicht weithin nicht geteilt: „Das Sündenthema hat sich vom theologischen Topos über ein moralisches Obstakel und gesellschaftliches Tabu zu einer kulturellen Leerstelle entwickelt“ (40). Dem „moralischen Obstakel“ kommt dabei eine Schlüsselrolle zu: Wird Sünde verstanden als das, was man nicht tun soll, obwohl es doch Lust bereitet, und wird dies besonders auf leibliche Freuden hin ausgelegt, ist der entscheidende Fehler begangen. Der Moraldiskurs verkauft das Sündenthema nicht nur an die jeweils gängigen Überzeugungen in Sachen Gut und Böse, er bereitet damit zugleich der Verachtung des Themas den Boden. Denn wenn Sünde so bestimmt wird, führt das dazu, dass sie möglichst tabuisiert wird, ja, dass sich für aufgeklärt und reif haltende Menschen und Gesellschaften sie gänzlich loszuwerden trachten: Wer souverän und selbstbestimmt durchs Leben geht, hat es nicht nötig, sich von einer opaken Quelle sagen zu lassen, was er denn tun oder lassen solle. Diese Forderung ist auch von theo-

logischer Seite erhoben worden (vgl. *Klaas Huizing, Schluss mit Sünde! Warum wir eine neue Reformation brauchen*, Stuttgart 2017). Ihr den Boden zu entziehen, ist die wichtigste kritische Aufgabe des Bandes. Dafür wird die Basisüberzeugung ausgelegt: Sünde, als Unglaube verstanden, ist eine Fehl-orientierung des ganzen Lebens. Sie „qualifiziert unser Dasein“ (41), sie ist „eine modale Grundbestimmung des Daseins“ (85). Sünde ist nicht eine Tätigkeit, sondern eine Weise zu sein: Nicht, was eine/r tut, sondern wie sie/er ist, ist die entscheidende Frage. Damit ist zugleich gesetzt, dass die Überwindung der Sünde nicht in – womöglich tapferen bis heroischen – Anstrengungen geschieht, sondern von Gott allein bewirkt wird. Allein von dieser Überwindung her kommt sie richtig in den Blick (107 f).

Die theologie- und philosophiegeschichtlichen Diskussionen, die den Löwenanteil des Buches ausmachen, verbleiben nie in der Begriffsgeschichte, sondern werden auf die Explikationsinteressen der Hauptthese bezogen. Ein entsprechend kritisches Licht fällt auf Thomas von Aquin und seine Auslegung der Sünde als Untugend (154 ff), wogegen die reformatorische Entscheidung, Sünde als Unglaube auszulegen, als entscheidender Schritt in die richtige Richtung gilt: „Der Gegensatz des Glaubens aber ist der Unglaube, nicht die Unmoral, und deshalb ist der Unglaube die Wurzel

aller Sünden“ (181). Glaube nun wird wesentlich schöpfungstheologisch bestimmt: „... wir haben uns nicht selbst ins Dasein gebracht. Das symbolisieren wir im Gottesgedanken“ (220). Und: „Diese Tiefenpassivität wird im Schöpfungsgedanken theologisch gefasst“ (414, als Vorstudie vgl. *Dalferth, Umsonst. Eine Erinnerung an die kreative Passivität des Menschen*, Tübingen 2011).

Im Rahmen der Klassikerlektüren besonders lesenswert sind eine detaillierte Studie zu „Der Begriff Angst“ von Søren Kierkegaard (275–294) sowie die Darstellung und bündige Zurückweisung der Christentumskritik des späten Friedrich Nietzsche: Wer Gott von vornherein für einen gröblichen Denkirrtum hält, kann wohl bei Nietzsches Beleidigungen herauskommen, hat sich gegen die Sache der Rede von Gott aber von vornherein immunisiert (328–346).

Die entscheidende inhaltliche Anreicherung der Basisthese „Sünde als Seinsweise“ ist ihre schöpfungstheologische Auslegung: Wir haben uns nicht selbst gesetzt, und dazu gilt es sich zu verhalten. Darin sind Menschen füreinander mehr, als sie von sich ahnen, weil Gott „durch sie seine Liebe in seiner Schöpfung zur Wirkung bringt“ (392). Sich dazu zu verhalten, ist lebensentscheidend (414). Die Rückfrage lautet: Warum wird diese Grundpassivität nur schöpfungstheologisch, jedoch nicht christolo-

gisch ausgelegt? Der Gabediskurs blitzt gelegentlich auf, ungedacht aber bleibt, dass in Christus die Zuwendung des neuen Lebens geschieht. Dass Sündenerkenntnis aus Christuserkenntnis erwächst (angedeutet 107 f), wird entsprechend weithin nicht thematisiert. Als Klassiker hierzu dürfte immer noch die mit der Christologie verschränkte Sündenerkenntnis in Karl Barths Versöhnungslehre in den vier Bänden der Kirchlichen Dogmatik gelten, die einmal erwähnt (89), aber nicht ausgewertet wird.

Häufig verwendet der Vf. ausschließende Duale und Allaussagen. Sie bringen in grundsätzlichen Fragen wünschenswerte Klarheit, etwa bei „Jeder lebt entweder im Modus der Bejahung oder im Modus der Verneinung dieses Sachverhalts [sc. des Lebens als Gabe Gottes]“ (37). Bei interpretierenden Mittelgliedern aber entstehen unsachliche Schärpen. So ist es natürlich möglich, die zum Pazifismus neigenden Äußerungen einer deutschen Landeskirche zu kritisieren (405). Warum daraus aber folgen soll, dass in einem „selbstgerechten Pazifismus“ gleich „die Hauptgefahr der christlichen Kirchen“ zu sehen sein soll (406), bleibt unerfindlich. Differenzierungsgewinne sind wichtig, bedingen aber, zwischen der nötigen Schärfe im Grundsätzlichen und abwägenden Konkretionen zu unterscheiden.

Martin Hailer